



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www-klett-cotta.de

Fernand Braudel

*Die Dynamik
des Kapitalismus*

Aus dem Französischen übersetzt
von Peter Schöttler

Klett-Cotta

Der Autor:

Fernand Braudel, 1902 geboren, war einer der großen Historiker des 20. Jahrhunderts. 1946 habilitierte er sich mit einer bahnbrechenden Studie über den Mittelmeerraum zur Zeit Philipps II. Im selben Jahr wurde er Mitherausgeber der Zeitschrift »Annales«. Der zwanzigfache Ehrendoktor, der seit 1949 am Collège de France und seit 1956 auch an der École pratique des Hautes Études lehrte, wurde 1984 in die Académie Française gewählt. Er starb im November 1985.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»La dynamique du capitalisme«

© 1985 Les Editions Arthaud, Paris

Für die deutsche Ausgabe

© 1986 J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Klett-Cotta-Design

Gesetzt aus der Trump-Mediäval

Gedruckt und gebunden von Esser Druck GmbH, Bretten

ISBN 978-3-608-94651-2

Vierte Auflage, 2011

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Inhalt

Vorbemerkung
zur deutschen Ausgabe 7

Erste Vorlesung:
Materielles Leben und wirtschaftliches Leben 11

Zweite Vorlesung:
Die Mechanismen des Tausches 39

Dritte Vorlesung:
Die Zeitlichkeit der Welt 71

Anmerkungen 103

Vorbemerkung zur deutschen Ausgabe

Dieses Buch enthält den Text dreier Vorlesungen, die Fernand Braudel im April 1976 an der Johns Hopkins University in Baltimore gehalten hat. Braudel präsentiert und resümiert darin seine jahrzehntelangen Forschungen zur Geschichte der materiellen Zivilisation und des Kapitalismus, die 1979 unter dem Titel *Civilisation matérielle, économie et capitalisme. XV^e–XVIII^e siècle* in drei umfangreichen Bänden erschienen sind. Obwohl dieses *opus magnum* der neueren Sozial-, Alltags- und Strukturgeschichte zu dem Zeitpunkt, da diese Vorlesungen gehalten wurden, noch nicht publiziert war – lediglich eine vorläufige Fassung des ersten Bandes war 1967 erschienen¹ –, orientierten sich die drei Vorlesungen jeweils an einem Band des späteren Werkes. Ausgehend von den alltäglichen Lebensbedingungen der Menschen – ihrer biologischen Vermehrung, ihren Eßgewohnheiten, Arbeitsbedingungen, Wohnverhältnissen usw. – wird die weltweite Entwicklung marktwirtschaftlicher Strukturen zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert betrachtet, die in einem „ungleichzeitigen“, keineswegs linearen Prozeß zur Durchsetzung und Hegemonie der kapitalistischen „Weltwirtschaft“ führte.

Nach Marc Bloch (1886–1944) und Lucien Febvre (1878 bis 1956) war Fernand Braudel (1902–1985), der 1949 Febvres

Lehrstuhl für neuere Zivilisationsgeschichte am „Collège de France“ übernommen hatte und 1984 in die „Académie Française“ gewählt wurde, der wohl bekannteste und wichtigste Repräsentant der sogenannten „Annales“-Schule.² Mit dieser – nach der von Bloch und Febvre gegründeten Zeitschrift „Annales“ benannten – Tendenz innerhalb der französischen Geschichtswissenschaft verbindet sich auch im internationalen Maßstab der wissenschaftliche Durchbruch einer an den Sozialwissenschaften orientierten *Gesellschaftsgeschichte* gegenüber der bis dahin vorherrschenden traditionellen Politik- und Geistesgeschichte.³ Braudels Habilitationsschrift über den Mittelmeerraum zur Zeit Philipps II., in der nicht der spanische König, sondern das Meer die „Hauptfigur“ ist, gilt bis heute als bahnbrechendes Beispiel für diesen Perspektivenwechsel, der nicht länger die „großen Männer“ und ihre „Haupt- und Staatsaktionen“ für die wichtigsten Objekte historischer Forschung hält, sondern sich komplexen Strukturen und Prozessen zuwendet und das Leben der Menschen in langfristigen gesellschaftlichen Zusammenhängen – in denen natürlich *auch* die „Politik“ eine Rolle spielt – betrachtet. Erst dieser neuartige Blick auf die „lange Dauer“ und die Mikrostrukturen jenseits der großen „Ereignisse“ eröffnet den Weg zu einer mehrdimensionalen *Geschichte des Alltags*, die sich grundsätzlich von der bloß anekdotischen oder geistesgeschichtlichen „Kulturgeschichte“ traditioneller Art unterscheidet. Auch können Braudels Schriften⁴ als ein Beleg dafür gelten, daß „Alltagsgeschichte“ und „Strukturgeschichte“ keine einander ausschließenden Gegensätze bilden – wie erst jüngst wieder in einer heftigen Polemik behauptet wurde –, sondern vielmehr in einer problemorientierten wissenschaftlichen Sozialgeschichte zusammengehören.

Die hier publizierten Vorlesungen, die über ihren unmittelbaren Anlaß hinaus eine leicht zu lesende exemplarische Einführung in den Braudelschen Ansatz der Geschichts-

schreibung bieten, wurden zunächst 1977 in einer Übersetzung von Patricia M. Ranum unter dem Titel *Afterthoughts on Material Civilization and Capitalism* publiziert. 1981 erschien eine italienische Ausgabe und 1985 schließlich das französische Originalmanuskript unter dem Titel *La dynamique du capitalisme*. Die deutsche Übersetzung basiert auf dieser französischen Ausgabe; bei einigen Formulierungen oder Details der Textgestaltung habe ich allerdings auch auf die sorgfältigere amerikanische Edition zurückgegriffen.

Obwohl Braudel in diesen Vorlesungen auf bestimmte wissenschaftliche Diskussionen und Veröffentlichungen Bezug nimmt, enthält sein Text keine Anmerkungen; vielmehr wird der Leser pauschal auf die drei Bände von *Civilisation matérielle, économie et capitalisme* verwiesen. Um den deutschen Lesern, die nicht ohne weiteres auf dieses Werk zurückgreifen können, eine erste Orientierung zu ermöglichen, habe ich die wichtigsten Literaturangaben ermittelt und als Anmerkungen am Schluß des Buches hinzugefügt.

Peter Schöttler

Erste Vorlesung

**Materielles Leben
und wirtschaftliches Leben**

Angefangen hat das langwierige und ehrgeizige Projekt *Civilisation matérielle, économie et capitalisme*¹ vor vielen Jahren, nämlich 1950. Das Thema wurde mir damals von Lucien Febvre vorgeschlagen – oder vielmehr freundschaftlich aufgedrängt –, der damals soeben eine neue Buchreihe unter dem Titel *Destins du Monde* begonnen hatte, welche ich nach seinem Tod 1956 schweren Herzens weiterführen mußte. Lucien Febvre selbst hatte sich vorgenommen, ein Buch mit dem Titel *Pensées et croyances d'Occident, du XV^e au XVIII^e siècle* zu schreiben, das das meine begleiten und ergänzen sollte, aber leider nie erschienen ist. Mein Buch hatte damit ein für allemal sein Pendant verloren.

Dennoch – trotz der Begrenzung auf den Bereich der Wirtschaftsgeschichte – hat mich dieses Buch vor große Probleme gestellt. Es gab eine ungeheure Menge an Quellen, die aufzuarbeiten waren; es gab die durch den Untersuchungsgegenstand ausgelösten Kontroversen; und es gab jene Schwierigkeiten, die immer wieder auftreten, weil die Historiographie sich in ständiger Entwicklung befindet und mehr oder weniger gezwungen ist, die anderen Humanwissenschaften (wenn auch nur langsam) in sich aufzunehmen. Diese Historiographie mit eisernem Magen verändert sich von Jahr zu Jahr; wir Historiker hinken laufend hinterher,

müssen unsere gewohnten Arbeiten umstoßen und uns ständig — so gut es geht — den wechselnden Ansprüchen und Anforderungen anpassen. Was mich angeht, so folge ich diesen Verführungen nur allzu gern. Und darüber vergehen die Jahre. Schließlich verzweifelt man und glaubt, das Ziel nie mehr zu erreichen. So habe ich immerhin fünfundzwanzig Jahre an der Geschichte des Mittelmeeres² gearbeitet und bald zwanzig Jahre an der *Civilisation matérielle*. Zweifellos eine zu lange Zeit.

I

Die sogenannte „Wirtschaftsgeschichte“ — obwohl noch in der Entwicklung begriffen — stößt auf Vorurteile: Sie gilt nicht als edle Form der Geschichte. Edle Geschichte, das war jenes Schiff, an dem Lucien Febvre baute; da ging es nicht um Jakob Fugger, sondern um Martin Luther oder François Rabelais.³ Ob edel oder nicht oder weniger edel als eine andere Geschichtsschreibung — jedenfalls wirft die Wirtschaftsgeschichte alle Probleme auf, die zum Beruf des Historikers gehören: Sie umfaßt die gesamte Menschheitsgeschichte, betrachtet unter einem bestimmten Blickwinkel. Sie ist sowohl die Geschichte der sogenannten großen Handelnden — eines Jacques Cœur oder John Law — als auch die Geschichte der großen Ereignisse, der Konjunkturen und Krisen; und schließlich ist sie auch noch die massive und strukturelle Geschichte, die sich langsam an der *longue durée*⁴ entlang entwickelt. Genau darin liegt das Problem, denn wie läßt sich, wenn man es mit vier Jahrhunderten und dem gesamten Globus zu tun hat, eine solche Fülle von Fakten und Erklärungen ordnen? Man muß also eine Auswahl treffen. Was mich betrifft, so habe ich beschlossen, die langfristigen und tiefgreifenden Gleichgewichte und Ungleichgewichte zu

untersuchen. Denn das entscheidende Kennzeichen der vorindustriellen Wirtschaft scheint mir die Koexistenz zwischen der Starrheit, Trägheit und Schwerfälligkeit einer noch elementaren Wirtschaft und den zwar begrenzten und noch selten auftretenden, aber zugleich auch lebhaften und sogar machtvollen Bewegungen eines modernen Wachstums zu sein. Einerseits gibt es Bauern in ihren Dörfern, die fast völlig autonom und autark leben; andererseits gibt es eine Marktwirtschaft und einen expandierenden Kapitalismus, die sich wie Ölflecken ausbreiten und die Welt, in der wir leben, allmählich hervorbringen oder vorwegnehmen. Es handelt sich also um wenigstens zwei Welten, zwei einander fremde Lebensweisen, die sich in ihrer jeweiligen Gesamtheit dennoch wechselseitig erklären.

Ich wollte mit den Trägheiten beginnen, mit jener auf den ersten Blick so dunklen Geschichte, die jenseits des klaren Bewußtseins der Menschen liegt, welche bei diesem Spiel eher „behandelt“ werden, als daß sie selbst handeln. Im ersten Band meines Werkes habe ich den Versuch unternommen, diesen Zusammenhang zu erklären. Für die erste Ausgabe hatte ich 1967 zunächst den Titel vorgesehen: *Le Possible et l'Impossible: les hommes face à leur vie quotidienne*; später habe ich mich dann für *Les structures du quotidien* entschieden. Aber was besagt schon ein Titel! Der Gegenstand der Untersuchung ist jedenfalls klar umrissen, auch wenn sich der Weg als ungewiß, voller Schlaglöcher, Fallstricke und Irrtümer erweist. Denn sogar die verwendeten Begriffe sind, für sich genommen, wenig erhellend: *Unbewußtes, Alltag, Strukturen, Tiefe*. Allerdings beziehe ich mich hier nicht auf das Unbewußte im Sinne der Psychoanalyse, obwohl es durchaus auch darum geht und obwohl vielleicht ein kollektives Unbewußtes zu entdecken bleibt, mit dessen Manifestationen sich ja C. G. Jung so intensiv beschäftigt hat. Aber dieses bedeutende Thema wird leider fast

immer nur von der Peripherie her angegangen. Es wartet immer noch auf seinen Historiker.

Ich habe mich durchweg auf konkrete Kriterien beschränkt. Mein Ausgangspunkt war der Alltag, also das, was unser Leben bestimmt, ohne daß wir es auch nur ahnen: die Gewohnheiten — oder vielmehr die Routine — und die tausend Gesten, die von selbst entstehen und aufhören, zu denen sich niemand entscheiden muß, weil sie sich außerhalb unseres vollen Bewußtseins abspielen. Ich glaube, daß die Menschheit bis zum Hals im Alltäglichen steckt. Unsere gesamte Existenz wird durch unzählige überkommene Gesten bestimmt, die kreuz und quer akkumuliert wurden. Sie sind in unendlichen Wiederholungen auf uns gekommen; nun helfen sie uns zu leben, halten uns gefangen und entscheiden für uns. Es sind Anreize, Impulse, Modelle, Handlungsformen und Handlungszwänge, die manchmal — häufiger als wir meinen — aus den Tiefen der Geschichte stammen. Eine sehr alte und immer noch lebendige, eine jahrhundertalte Vergangenheit mündet in die Gegenwart ein, wie der Amazonas seine trüben Wasser in den Atlantik ergießt.

Ich habe versucht, all dies mit dem bequemen Begriff des *materiellen Lebens* zu bezeichnen, der, wie gesagt, bequem ist, aber wie alle Begriffe mit ausufernder Bedeutung leider auch wieder ungenau. Denn natürlich handelt es sich hier nur um einen Teil des aktiven Lebens der Menschen, die ja nicht nur Gewohnheitstiere, sondern auch Erfinder sind. Zu Beginn meiner Forschungen, das möchte ich betonen, habe ich mich jedoch kaum bemüht, die Grenzen oder den besonderen Charakter dieses Lebens zu definieren, das eher erlitten wird, als daß es durch aktives Handeln bestimmt würde. Ich wollte mir diese im allgemeinen kaum beachtete Fülle durchschnittlich erlebter Geschichte selbst vor Augen führen und für andere sichtbar machen, in sie eintauchen und mit ihr vertraut werden.

Erst anschließend wollte ich wieder auftauchen. Der grundlegende, unmittelbare Eindruck dieses Unterwasser-Fischfangs besteht darin, daß wir uns in sehr alten Gewässern befinden, daß wir uns in einer Geschichte bewegen, die in einem gewissen Sinne zeitlos ist und die wir genauso gut zwei oder drei oder auch zehn Jahrhunderte früher hätten antreffen können, daß wir sie jedoch manchmal – wenn auch nur für einen kurzen Augenblick – noch heute mit unseren eigenen Augen betrachten können. Das materielle Leben, wie ich es begreife, besteht in all dem, was die Menschheit im Laufe der vorangegangenen Geschichte in ihr eigenes Leben grundlegend integriert hat, so daß die Menschen es „im Bauch“ haben und die Erfahrungen oder Vergiftungen von einst zu alltäglichen Notwendigkeiten, zu Banalitäten geworden sind. Daher werden sie von keinem mehr aufmerksam beobachtet.

II

Dies ist der rote Faden des ersten Bandes meines Werkes. Sein Ziel ist eine Forschungsreise in unbekannte Gebiete. Die einzelnen Kapitel stellen sich bereits in ihren Überschriften dar, die sich wie eine Aufzählung dunkler Kräfte lesen, die das gesamte materielle Leben beeinflussen, vorantreiben sowie – darüber hinaus – auch die gesamte Geschichte der Menschen.

Erstes Kapitel: „Die Bedeutung der Zahl.“ Ein biologischer Zwang par excellence treibt den Menschen – wie alle Lebewesen – dazu an, sich fortzupflanzen; gleichsam ein „Tropismus des Frühlings“, wie Georges Lefebvre sagte. Aber es gibt auch noch andere Tropismen und andere Determinationen. Die Menschheit, die sich in ständiger Bewegung befindet, bestimmt, ohne daß sich die einzelnen Individuen des-

sen bewußt sind, sehr weitgehend das Schicksal aller Lebewesen. Unter diesen oder jenen allgemeinen Bedingungen gibt es einmal zu viele oder zu wenige Menschen; der demographische Mechanismus tendiert zwar zum Gleichgewicht, aber erreicht wird es nur selten. 1450 wuchs die Zahl der Menschen in Europa sehr schnell an; nun konnten und mußten die enormen Verluste der Schwarzen Pest während des vorangegangenen Jahrhunderts ausgeglichen werden. Dieser Aufhol-Vorgang hielt bis zur nächsten großen Ebbe an. Dieses aufeinanderfolgende Hin und Her — so scheint es jedenfalls den Historikern — macht tendenzielle und langfristige Regeln sichtbar, die bis ins 18. Jahrhundert hinein gültig bleiben. Erst im 18. Jahrhundert nämlich werden die Grenzen des Unmöglichen durchbrochen, wird eine bis dahin unüberwindliche oberste Grenze der Bevölkerungszahl überschritten. Seither hat die Zahl der Menschen ständig weiter zugenommen; es gab keinen Stillstand mehr und keine Umkehr der Tendenz. Könnte es morgen eine solche Umkehrung geben?

Bis ins 18. Jahrhundert hinein bewegt sich die demographische Entwicklung innerhalb eines nahezu geschlossenen Kreises. Sobald der Kreis berührt wird, zieht sich sein Inhalt zusammen und weicht zurück. An Möglichkeiten und Anlässen, das Gleichgewicht wiederherzustellen, ist kein Mangel: Hungersnöte, Teuerungen, Mißernten, extrem harte Lebensumstände, Kriege und nicht zuletzt eine Reihe von Krankheiten. Zwar gibt es diese Krankheiten noch heute, aber früher glichen sie den Geißeln der Apokalypse: Die Pest mit ihren regelmäßigen Epidemien verläßt Europa erst im 18. Jahrhundert; der Typhus hält, zusammen mit dem Winter, Napoleon und seine Armee im Herzen Rußlands fest; Fieber und Pocken sind weit verbreitet; die Tuberkulose, die schon sehr früh in ländlichen Gebieten auftritt, überflutet im 19. Jahrhundert die Städte und wird in der Romantik zur Krank-

heit par excellence; und schließlich gibt es die Geschlechtskrankheiten, darunter die Syphilis, die nach der Entdeckung Amerikas wiederentsteht bzw. sich aufgrund einer Verbindung bestimmter Mikroorganismen geradezu explosionsartig vermehrt. Die mangelhafte Hygiene und die schlechte Qualität des Trinkwassers besorgen den Rest.

Wie konnte der Mensch, der von Geburt an ein zerbrechliches Wesen ist, all diesen Angriffen widerstehen? Die Kindersterblichkeit war, wie in einigen Entwicklungsländern heute (oder gestern), ungeheuer groß, die sanitären Verhältnisse miserabel. Es gibt Hunderte von Autopsie-Berichten bereits aus dem 16. Jahrhundert. Sie sind geradezu erschreckend. Die Beschreibungen der Mißbildungen, Verkrüppelungen und Hautkrankheiten sowie der anormalen Populationen von Parasiten in Lungen und Eingeweiden würden jeden heutigen Arzt in Erstaunen versetzen. Die Geschichte der Menschheit ist also bis vor nicht allzulanger Zeit von biologischen Bedrohungen und Gefahren beherrscht worden. Dies gilt es zu bedenken, wenn man fragt: Wie viele Menschen gab es? Worunter litten sie? Gelang es ihnen, mit diesen Schicksalsschlägen fertigzuwerden?

In den folgenden Kapiteln des ersten Bandes werden weitere Fragen aufgeworfen: Was aßen die Menschen? Was tranken sie? Wie kleideten sie sich? Wie wohnten sie? All das sind relativ ungewohnte Fragen, die fast eine eigene Forschungsreise erfordern, denn wie Sie wissen, ist in den traditionellen Geschichtsbüchern nie davon die Rede, daß der Mensch auch isst oder trinkt. Zwar wurde schon vor langer Zeit gesagt: „Der Mensch ist, was er isst“⁵, aber vielleicht verdankt sich dieser Satz auch nur dem schönen Wortspiel, das die deutsche Sprache erlaubt.

Ich glaube nicht, daß das Auftauchen der verschiedensten Nahrungsmittel – vom Zucker über den Kaffee und den Tee bis zum Alkohol – allein in den Bereich des Anekdotischen

gehört. Tatsächlich handelt es sich jedesmal um unendliche und wichtige Fluktuationen der Geschichte. Jedenfalls läßt sich die enorme Bedeutung von Getreiden für die traditionelle Ernährung kaum hoch genug einschätzen. Weizen, Reis und Mais sind das Ergebnis von Entscheidungen, die vor langer Zeit getroffen wurden, und von zahllosen sukzessiven Erfahrungen, die aufgrund jahrhundertelanger „Abzweigungen“ (wie Pierre Gourou, der bedeutendste französische Geograph, sagen würde) zu zivilisatorischen Entscheidungen geworden sind.

Europa entschied sich für den Weizen, der den Boden zerfraß und eine regelmäßige Brache erzwang, die ihrerseits wieder die Viehhaltung implizierte bzw. ermöglichte. Die Geschichte Europas läßt sich folglich kaum ohne Haustiere, Pflugscharen, Gespanne und Fuhrwerke denken. Der Reis entstand demgegenüber aus einer Art Gartenbau, einer intensiven Landwirtschaft, in welcher der Mensch den Tieren keinen Platz ließ. Daraus erklärt sich, daß in den Gegenden, wo man Reis anbaute, Fleisch nur eine untergeordnete Rolle spielte. Der Mais schließlich war das am bequemsten und leichtesten anzubauende Grundnahrungsmittel. Damit ergab sich ein Überschuß an Zeit, der es ermöglichte, die Bauern zu Zwangsarbeit zu verpflichten. Die riesigen mittelamerikanischen Bauwerke geben dafür ein Beispiel. Die Gesellschaft eignete sich also ein Arbeitskräftepotential an, das brachlag.

Wir könnten auch über die dabei konsumierte Menge an Nahrung und deren Kaloriengehalt diskutieren oder, allgemeiner, über die Mängel und Veränderungen der Nahrung im Wandel der Zeiten. Meines Erachtens sind dies ebenso spannende Fragen wie die nach dem Schicksal des Reiches von Karl V. oder dem flüchtigen und fragwürdigen Glanz der sogenannten französischen Vorherrschaft zur Zeit Ludwigs XIV. Denn diese Fragen haben ganz erhebliche Folgen:

Könnte nicht die Geschichte der alten Rauschmittel, des Alkohols, des Tabaks, ja, insbesondere der überwältigende Siegeszug des Tabaks um den gesamten Erdball, eine Warnung vor den ungleich gefährlicheren Drogen von heute sein?

Ähnliche Überlegungen ergeben sich für das Gebiet der *Technik*. In der Tat ist das eine erstaunliche Geschichte, die mit der Arbeit der Menschen hautnah verbunden ist, mit ihren sehr langsamen Fortschritten im alltäglichen Kampf gegen die äußere Umwelt und gegen sich selbst. Denn alles ist immer schon Technik — die gewaltsame Anstrengung ebenso wie das geduldige und eintönige Bemühen der Menschen, einen Stein, ein Holzstück oder einen Eisenklumpen umzuformen, um daraus ein Werkzeug oder eine Waffe zu machen. Es handelt sich um eine elementare und ihrem Wesen nach konservative Tätigkeit, die *sich nur langsam verändert* und von der die Wissenschaft (als verspätetem Überbau der Technik) nur allmählich — wenn überhaupt — abgedeckt wird. Die großen wirtschaftlichen Konzentrationsbewegungen erforderten stets die Anhäufung technischer Mittel und die Entwicklung technologischer Kenntnisse: Man denke nur an das Arsenal von Venedig im 15. Jahrhundert, Holland im 17. Jahrhundert oder England im 18. Jahrhundert. Und jedesmal war die Wissenschaft, auch wenn sie noch in den Anfängen steckte, gezwungenermaßen mit dabei.

Seit jeher gibt es einen weltweiten Austausch der Techniken und der wissenschaftlichen Kenntnisse. Sie breiteten sich stetig aus. Sehr viel langsamer verbreiteten sich dagegen technische Zusammenhänge und Kombinationen, wie zum Beispiel das Heckruder *plus* der klinkerweise gebaute Schiffsrumpf *plus* die Bordkanonen *plus* die Hochseeschifffahrt. Das gleiche gilt für den Kapitalismus als eine Summe von Kniffen, Verfahren, Gewohnheiten und Leistungen. War es die Hochseeschifffahrt oder war es der Kapitalismus, die zur

Überlegenheit Europas führten, nur weil die Kenntnisse darüber sich nicht in kombinierter Form verbreitet hatten?

Warum aber, werden Sie fragen, haben Sie die beiden letzten Kapitel dem Geld und den Städten gewidmet? Zwar wollte ich vermeiden, diese Themen in den folgenden Band mit aufnehmen zu müssen, aber dieser Grund kann natürlich nicht ausreichen. Die Wahrheit ist, daß das Geld und die Städte sowohl in bezug auf den wenig denkwürdigen Alltag wie auch auf die jüngste Moderne entscheidend sind. Geld ist eine sehr alte Erfindung, wenn man darunter alle Mittel versteht, die den Tausch beschleunigen. Und ohne Tausch gibt es keine Gesellschaft. Auch Städte hat es bereits in der Frühgeschichte gegeben. Beides sind jahrhundertealte Strukturen des alltäglichen Lebens. Aber es sind auch Multiplikatoren, die sich dem Wandel anpassen und ihn kraftvoll unterstützen können. Man könnte sagen, daß die Städte und das Geld die Moderne hervorgebracht haben, aber genauso — gemäß der von Georges Gurvitch so geschätzten Wechselseitigkeitsregel —, daß die Moderne als das in seiner Gesamtheit in Bewegung geratene menschliche Leben die Ausbreitung des Geldes forciert und die zunehmende Tyrannei der Städte errichtet hat. Die Stadt und das Geld sind Motor und Indikator zugleich; sie provozieren und signalisieren den Wandel. Aber sie sind auch dessen Folge.

III

Es ist keineswegs einfach, die Grenzen jener riesigen Welt des Gewohnten und der Routine zu umreißen — „des großen Abwesenden der Geschichtswissenschaft“. Tatsächlich dringt das Gewohnte in das gesamte Leben der Menschen ein, es breitet sich aus wie der Schatten der Nacht eine Landschaft verhüllt. Trotz dieses Schattens, trotz dieses Man-

gels an Gedächtnis und Weitsicht gibt es Gebiete, die mehr, und Gebiete, die weniger Licht erhalten. Es wäre wichtig, zwischen Schatten und Licht, zwischen Routine und bewußter Entscheidung eine Grenze zu markieren. Dann könnte man erkennen, was links oder rechts vom Beobachter liegt oder besser, was sich unter oder über ihm befindet.

Stellen Sie sich einmal den riesigen und bunten Teppich vor, den in einer gegebenen Region all die kleinen Marktflecken bilden, die oft nur minimale Umsätze erwirtschaften. Mit diesen vielen kleinen Punkten beginnt das, was wir Marktwirtschaft nennen, eingespannt zwischen dem riesigen Bereich der Produktion einerseits und dem ebenso riesigen Bereich der Konsumtion andererseits. Während der Jahrhunderte des *Ancien Régime*, also zwischen 1400 und 1800, handelte es sich allerdings noch um eine relativ mangelhafte Marktwirtschaft. Obwohl ihre Ursprünge bereits in dunkler Vorzeit liegen, gelang es ihr nicht, die gesamte Produktion mit der gesamten Konsumtion in Übereinstimmung zu bringen, weil ein Großteil der Produktion durch den Eigenverbrauch der Familie oder des Dorfes absorbiert wurde und nicht in den Kreislauf des Marktes gelangte.

Aber trotz dieser Unvollkommenheit machte die *Marktwirtschaft* laufend Fortschritte. Zwischen kleinen Marktflecken und Städten stellte sie genügend Verbindungen her, um bereits mit der organisierten Produktion beginnen und den Konsum dirigieren und kontrollieren zu können. Zwar dauerte dieser Prozeß mehrere Jahrhunderte, aber zwischen diesen beiden Welten — der Produktion, in der alles entsteht, und der Konsumtion, in der alles verbraucht wird — bildete die Marktwirtschaft das Bindeglied, die Triebkraft, den begrenzten, aber vitalen Bereich, von dem Anstöße, Energien, Innovationen, Initiativen, neue Bewußtseinsformen, Wachstum und sogar Fortschritt ausgingen. Mir gefällt Carl Brinkmanns Bemerkung (auch wenn ich seine Auffas-

sung nicht ganz teile), daß sich die Wirtschaftsgeschichte letztlich auf die Geschichte der Marktwirtschaft zurückführen läßt – von deren Anfängen bis zu ihrem möglichen Ende.⁶

Ich habe viel Zeit damit zugebracht, die mir zugänglichen elementaren Märkte zu beobachten und so lebendig wie möglich zu beschreiben. Sie markieren eine Barriere, eine untere Grenze der Ökonomie. Alles, was außerhalb des Marktes bleibt, hat nur Gebrauchswert; alles, was durch ein schmales Tor in den Markt gelangt, wird zum Tauschwert. Nur wenn es die Grenze zum elementaren Markt überschreitet, wird das Individuum, als „Agent“, am Tauschprozeß beteiligt, also an dem, was ich im Gegensatz zum *materiellen* als *wirtschaftliches Leben* bezeichne habe. Damit habe ich übrigens auch einen Unterschied zum *Kapitalismus* markiert, über den später noch zu diskutieren sein wird.

Obwohl der reisende Handwerker, der von Marktflecken zu Marktflecken zieht, um als Stuhlflechter oder Schornsteinfeger seine bescheidenen Dienste anzubieten, nur ein unbedeutender Konsument ist, gehört er zur Welt des Marktes; von ihm erhofft er sich sein tägliches Brot. Wenn er noch Verbindungen zu seinem Heimatdorf hat, wird er zur Ernte oder Weinlese dorthin zurückkehren und wieder Bauer werden; erneut überschreitet er dann die Grenze des Marktes, aber diesmal in der anderen Richtung. Der Bauer, der regelmäßig einen Teil seiner Ernte verkauft und dafür Werkzeug und Kleidung erstet, ist seinerseits bereits Bestandteil des Marktes. Wenn er jedoch den Marktflecken nur betritt, um einige wenige Waren wie Eier und Federvieh zu verkaufen und mit den Geldstücken seine Steuern oder einen Pflug zu bezahlen, so hat er allenfalls die Grenze des Marktes berührt. Im Grunde verbleibt er in der Welt der Selbstversorgung. Der Hausierer dagegen, der auf den Straßen und auf dem flachen Land Waren in kleinen Mengen verkauft, gehört eindeutig zur Welt des Tausches, der Kalkulation, zur Welt von

Soll und Haben — so gering seine Geschäfte und Kalkulationen auch sein mögen. Der Kleinhändler schließlich ist ganz offen ein Agent der Marktwirtschaft. Entweder verkauft er das, was er selber herstellt, und ist insofern ein Handwerker-Händler; oder er verkauft Waren, die andere produziert haben, und fungiert damit als Kaufmann. Ein Laden, der immer geöffnet ist, hat den Vorteil, daß ständiger Tausch möglich ist, während der Markt nur ein oder zweimal in der Woche stattfindet. Der Laden bedeutet darüber hinaus auch eine Verknüpfung von Tausch und Kredit, denn der Kleinhändler bezieht nicht nur seine Waren auf Kredit, sondern gewährt diesen auch seinen Kunden. Eine ganze Sequenz von Schulden und Forderungen ist so mit dem Tauschgeschäft verwoben.

Auf einer zweiten und höheren Ebene jenseits der Märkte und der elementaren Agenten des Tausches spielen die Börsen und Messen eine wichtige Rolle (die einen sind täglich geöffnet, die anderen finden nur zu bestimmten Zeiten und für einige Tage statt, kehren aber nach längeren Intervallen immer wieder an denselben Ort zurück). Obwohl die Messen im allgemeinen auch den kleinen Verkäufern und mittleren Händlern offenstanden, wurden sie — wie die Börsen — von den Großhändlern beherrscht, die man bald als *Kaufleute* („*négociants*“) bezeichnet und die sich überhaupt nicht mit Kleinhandel befaßten.

In den ersten Kapiteln des zweiten Bandes, der den Titel *Les jeux de l'échange* („Die Mechanismen des Tausches“) trägt, habe ich die verschiedenen Elemente der Marktwirtschaft ausführlich beschrieben und versucht, die Dinge so genau wie möglich zu betrachten. Vielleicht habe ich mich allzusehr in die Details verliebt, und manche Leser werden diese Abschnitte etwas umständlich finden. Aber sollte Geschichte nicht vor allem eine Beschreibung sein, eine genaue Beobachtung und Klassifizierung ohne allzuviele Vorüber-

legungen? Sehen und Zeigen — darin besteht die halbe Aufgabe des Historikers. Ich kann Ihnen versichern, daß in Europa heute nichts leichter ist — ich spreche nicht von den Vereinigten Staaten —, als in einer Stadt einen Straßenmarkt zu beobachten oder ein altertümliches Ladengeschäft oder einen Hausierer, der Ihnen alsbald von seinen Reisen erzählt, oder eine Messe oder eine Börse. Wenn Sie nach Brasilien kommen, in das Hinterland von Bahia, oder in die Kabylei oder nach Schwarzafrika, werden Sie noch heute die ältesten Marktformen mit eigenen Augen beobachten können. Wenn man sich die Mühe macht, sie zu lesen, findet man Tausende von Dokumenten über die Tauschbeziehungen der Vergangenheit: in den Stadtarchiven, Notariats- und Polizeiakten und in vielen Reiseberichten, ganz zu schweigen von den künstlerischen Darstellungen.

Nehmen wir Venedig als Beispiel. Wenn man durch diese wunderbar erhaltene Stadt geht und zuvor in den Archiven und Museen gestöbert hat, so kann man sich die Szenen der Vergangenheit nahezu vollständig rekonstruieren. In Venedig gab es keine Messen, jedenfalls keine, auf denen Waren verkauft wurden. Die *Sensa* — die Himmelfahrts-Messe — war vielmehr ein Fest mit Verkaufsständen auf dem Marcus-Platz, mit Masken, Musik und dem rituellen Schauspiel der Vermählung des Dogen mit der See gegenüber von San Nicolò. Daneben gab es auch Märkte auf dem Marcus-Platz, vor allem für kostbare Juwelen und nicht weniger kostbare Pelze. Aber das eigentliche kaufmännische Spektakel findet — gestern wie heute — auf dem Rialto-Platz statt, gegenüber der Rialto-Brücke und dem Fondaco dei Tedeschi, der heutigen Hauptpost. Gegen 1530 genoß Pietro Aretino, der sein Haus am Canale Grande hatte, den Blick auf die mit Bergen von Melonen und anderem Obst beladenen Schiffe, die von den Inseln der Lagune in den „Magen“ Venedigs fuhren. Denn der eigentlich aus zwei Plätzen bestehende Rialto-Platz, dem

Rialto Nuovo und dem Rialto Vecchio, ist in der Tat der „Magen“ und das aktive Zentrum des Warenumschlages, aller großen und kleinen Geschäfte. Wenige Meter von den vielgestaltigen Auslagen auf dem „Doppelplatz“ entfernt, trafen sich die bedeutendsten Kaufleute der Stadt in ihrer 1455 gebauten Loggia, man könnte auch sagen: in ihrer Börse, um jeden Morgen vertraulich über Geschäfte, Schiffsversicherungen und Frachtkosten zu diskutieren. Hier wurde verkauft und gekauft, hier wurden untereinander und mit auswärtigen Kaufleuten Verträge abgeschlossen. Ein paar Schritte weiter saßen schon die *banchieri* in ihren kleinen Läden, um diese Transaktionen sofort durch Überweisungen von einem Konto auf das andere zu begleichen. Ganz in der Nähe lag auch – wie noch heute – die *Herberia*, der Gemüsemarkt, die *Pescheria*, der Fischmarkt und etwas weiter, im alten Ca' Quirini, die *Beccarie*, die Metzgereien. Sie lagen in unmittelbarer Nachbarschaft der Metzger-Kirche von San Matteo, die erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts zerstört wurde.

Etwas weniger vertraut wäre uns vermutlich der Lärm in der Börse von Amsterdam, zum Beispiel im 18. Jahrhundert. Aber ein heutiger Börsenmakler, der nur zum Spaß das erstaunliche Buch von José de la Vega, *Confusión de confusiones* (1688)⁷, lesen würde, könnte sich wohl relativ leicht in dem schon damals komplizierten und stilisierten Spiel zu rechtfinden, das darin besteht, Aktien zu kaufen und zu verkaufen, die man nicht besitzt, und zwar mittels der sehr modernen Verfahren des Termin- oder Optionsgeschäfts. Eine Reise nach London in die berühmten Kaffeehäuser der Change Alley würde die gleichen Tricks und Kniffe offenbaren.

Genug der Beispiele. Weiter oben hatte ich in bewußter Vereinfachung zwei verschiedene Ebenen der Marktwirtschaft unterschieden: auf einer unteren Ebene gibt es die Märkte, Läden und Hausierer, auf einer höheren die Messen

und Börsen. Daraus ergeben sich nun zwei Fragen: Inwieweit können uns diese Tauschformen helfen, die Wechselfälle der europäischen Wirtschaft während des *Ancien Régime*, also zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert, wenigstens in groben Zügen zu erklären? Und inwiefern können uns diese Formen — aufgrund von Ähnlichkeiten oder gegensätzlichen Ausprägungen — die Mechanismen der nicht-europäischen Wirtschaft erhellen? Auf diese beiden Fragen möchte ich zum Abschluß der heutigen Vorlesung zu antworten versuchen.

IV

Lassen Sie mich zunächst die Entwicklung des Abendlandes im 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert skizzieren.

Im 15. Jahrhundert, vor allem nach 1450, kam es zu einem allgemeinen Aufschwung der Wirtschaft, was den Städten zugute kam, weil sie vom Anstieg der Preise für gewerbliche Waren profitierten. Gleichzeitig stagnierten oder sanken die Agrarpreise, weshalb die Städte gegenüber dem flachen Land im Vorteil waren. Die Handwerksbetriebe oder vielmehr die städtischen Märkte bildeten damals zweifellos die treibende Kraft. Sie bestimmten die Richtung. Der Aufschwung des Wirtschaftslebens läßt sich also unmittelbar *an der Basis* verfolgen.

Während des 16. Jahrhunderts — als die wieder in Schwung gebrachte Maschinerie allein schon aufgrund ihrer wiedergewonnenen Geschwindigkeit (das 13. und 14. Jahrhundert waren vor der Schwarzen Pest Perioden des Aufschwungs gewesen) und der Ausweitung des Atlantik-Handels komplizierter wurde — bildeten die internationalen Messen die treibende Kraft: die Messen von Antwerpen, Bergen op Zoom, Frankfurt, Medina del Campo und Lyon — das vorüberge-

hend zum Zentrum des Abendlandes geworden war – sowie später vor allem die sogenannten Messen von „Besançon“, die in Wirklichkeit jedoch in Piacenza stattfanden. Die zuletzt genannten waren ganz besondere Ereignisse, bei denen ausschließlich Geld- und Kredit-Geschäfte getätigt wurden. Sie fungierten nahezu vierzig Jahre lang, zwischen 1579 und 1621, als Herrschaftsinstrument der Genueser, die damals die unbestrittenen Herrscher der internationalen Geldtransaktionen waren. Raymond de Roover, der aufgrund seiner angeborenen Vorsicht nicht zu Verallgemeinerungen neigt, bezeichnet das 16. Jahrhundert ohne Zögern als den Höhepunkt der großen Messen.⁸

Der Aufschwung während dieses äußerst aktiven Jahrhunderts kann letztlich auf die Wirksamkeit einer dritten und letzten Ebene – einer Art *Überbau* – zurückgeführt werden. Auch blühte sich dieser Überbau durch den Zufluß der amerikanischen Edelmetalle und das System der Wechsel – also durch eine enorme Zirkulation von Papieren und Krediten – weiter auf. Schließlich bricht dieses zerbrechliche Meisterwerk der Genueser Bankiers in den 20er Jahren des 17. Jahrhunderts aufgrund verschiedenster Faktoren zusammen.

Befreit von der magischen Begrenzung des Mittelmeeres, entfaltete sich das aktive Leben des 17. Jahrhunderts innerhalb des weiten Raumes des atlantischen Ozeans. Dieses Jahrhundert ist häufig als eine Zeit des ökonomischen Rückgangs oder der Stagnation beschrieben worden. Hier sind einige Nuancierungen angebracht. Zwar wurde in Italien und anderswo der Elan des 16. Jahrhunderts gestoppt, aber der spektakuläre Aufstieg Amsterdams erfolgte keineswegs im Zuge einer ökonomischen Flaute. In einem Punkt sind sich die Historiker jedenfalls einig: Die verbleibende ökonomische Aktivität stützte sich auf eine entschiedene Rückkehr zum Warenhandel, also, mit anderen Worten, auf eine ele-

mentare Form des Tausches, die sich zugunsten Hollands, seiner Flotten und der Amsterdamer Börse auswirkte.

Zur gleichen Zeit wurde die Messe durch die Börsen und die großen Handelsplätze verdrängt, die sich zur Messe verhalten wie der gewöhnliche Kaufmannsladen zum städtischen Markt, das heißt, ein kontinuierlicher Warenfluß ersetzte zeitweilig unterbrochene Begegnungen. Diese Zusammenhänge sind allgemein bekannt. Aber es geht nicht nur um die Börse. Die Pracht Amsterdams kann uns leicht den Blick für alltäglichere Erfolge verstellen.

Das 17. Jahrhundert führte in Wirklichkeit auch zu einem massiven Aufschwung der Ladengeschäfte, worin ein Triumph der Kontinuität zu sehen ist. Sie vervielfachten sich in ganz Europa und bildeten ein engmaschiges Netz der Waren-distribution. Lope de Vega meint 1607, daß im Madrid des Goldenen Jahrhunderts „todo se ha vuelta tiendas“, also „alles sich in einen Laden verwandelt habe“.

Im 18. Jahrhundert – einem Jahrhundert der allgemeinen wirtschaftlichen Beschleunigung – wurden alle Instrumente des Tausches folgerichtig eingesetzt: Die Aktivität der Börsen nahm zu; London ahmte Amsterdam nach und versuchte es zu überflügeln, während man sich dort zunehmend auf internationale Verleihgeschäfte spezialisierte; Genf und Genua nahmen ebenfalls an diesen gefährlichen Spielen teil; Paris begann sich zu regen und orientierte sich an internationalen Maßstäben; Gelder und Kredite flossen immer freier von einem Handelsplatz zum anderen. In dieser Atmosphäre hatten die Messen natürlich einen schweren Stand: Ihr Zweck lag darin, die traditionelle Form des Tausches unter anderem durch steuerliche Vorteile zu erleichtern. In einer Zeit, da es leicht geworden war, Kredit- und andere Geschäfte abzuwickeln, verloren sie ihre *raison d'être*. Freilich, während sie dort an Einfluß verloren, wo das neue Wirtschaftsleben pulsierte, konnten sie sich in den traditionelle-

ren Wirtschaftsregionen durchaus ausbreiten und behaupten. Indem man die wichtigsten Messen des 18. Jahrhunderts aufzählt, nennt man zugleich die Randzonen der europäischen Wirtschaft: in Frankreich die Region der Messen von Beaucaire; in Italien die Alpenregion (Bozen) und der Mezzogiorno und schließlich vor allem das Baltikum, Polen, Rußland sowie im Westen — jenseits des Atlantiks — die Neue Welt.

Ich brauche kaum zu betonen, daß sich während dieser Periode vermehrten Konsums und Austausches auch die elementaren städtischen Märkte und die Ladengeschäfte besonders lebhaft entwickelten. Wurden jetzt nicht auch in den kleinsten Dörfern Läden eröffnet? Sogar die fahrenden Händler wurden jetzt sehr viel aktiver. Und schließlich entwickelte sich das, was die englische Geschichtsschreibung als *private market* bezeichnet, der im Unterschied zum *public market* nicht von mißtrauischen Stadtbehörden überwacht und kontrolliert wurde. Lange vor dem 18. Jahrhundert hatte der *private market* in ganz England damit begonnen, den direkten, oft auch im voraus vereinbarten Kauf bei den Produzenten zu organisieren, so daß etwa Wolle, Weizen oder Stoffe usw. direkt vom Bauern bezogen wurden. So entstanden — jenseits der traditionell reglementierten Märkte — weit verzweigte autonome Handelsketten, die sich frei entfalten konnten und diese Freiheit dann auch skrupellos ausnutzten. Solche Ketten setzten sich durch, weil sie effizient waren und die massenhafte Versorgung der Armee und der großen Hauptstädte ermöglichten. Der „Magen“ von London und der „Magen“ von Paris waren also gleichermaßen revolutionär. Kurzum, das 18. Jahrhundert hat in Europa die gesamte Entwicklung vorangetrieben — auch die des „Gegen-Markts“.

All dies betrifft Europa. Bisher war von nichts anderem die Rede. Nicht weil ich alles auf Europa zurückführen oder aus europäischer Perspektive sehen wollte, sondern weil der Be-

ruf des Historikers in Europa entstanden ist und weil sich die Historiker zunächst mit ihrer eigenen Vergangenheit beschäftigt haben. Seit einigen Jahrzehnten hat sich diese Situation jedoch grundlegend geändert: In Indien, Japan oder der Türkei ist das vorhandene Quellenmaterial systematisch ausgewertet worden, und wir beginnen endlich, die Geschichte dieser Länder auf andere Weise als nur durch Reiseberichte oder Bücher europäischer Historiker kennenzulernen. Wir wissen bereits genug, um uns folgende Frage zu stellen: Wenn die Tausch-Mechanismen, die ich soeben für Europa beschrieben habe, auch außerhalb Europas bestanden haben — und sie haben in der Tat in China, Indien, in den islamischen Ländern und Japan bestanden —, kann man sie dann auch für eine vergleichende Analyse heranziehen? Es würde also darum gehen, einen Vergleich zwischen den außereuropäischen Ländern und Europa vorzunehmen und zu prüfen, ob die Kluft zwischen den beiden Welten, die im 20. Jahrhundert immer größer wird, bereits vor der Industriellen Revolution sichtbar gewesen war und ob Europa damals gegenüber der übrigen Welt einen Vorsprung besessen hatte oder nicht.

Zunächst können wir feststellen: Märkte gibt es überall, sogar in den rudimentärsten Gesellschaften Schwarzafrikas oder in den mittelamerikanischen Zivilisationen. Erst recht gilt dies für die sehr „dichten“ und entwickelten Gesellschaften, die geradezu von elementaren Märkten durchlöchert sind. Wenn wir uns ein wenig bemühen, können wir diese Märkte heute noch beobachten oder zumindest leicht rekonstruieren. In den islamischen Ländern haben die Städte den Dörfern nach und nach ihre Märkte genommen und sie ähnlich wie in Europa ganz einfach verschluckt. Die größten unter diesen Märkten breiteten sich vor den riesigen Stadttoren aus, auf einem Terrain, das im Grunde weder Stadt noch Land war; Städter und Bauern begegneten sich gleichsam auf

neutralem Gebiet. In der Stadt mit ihren engen Gassen und winzigen Plätzen entstanden in jedem Stadtviertel Märkte, wo der Kunde täglich frisches Brot, eine beschränkte Zahl von Waren und — im Unterschied zum europäischen Brauch — sehr viele fertig zubereitete Mahlzeiten erhielt: Fleischbouletten, gegrillte Schafsköpfe, Krapfen und Kuchen. Die großen Handelszentren — eine Kombination aus Ladengeschäften und Verkaufshallen nach europäischer Art — waren die Fonduks oder Bazare, wie z. B. der Besestan von Istanbul.

In Indien fällt eine Besonderheit ins Auge: Jedes Dorf hatte seinen eigenen Markt, auf dem durch Vermittlung des Banyan-Händlers die von der Dorfgemeinschaft in Naturalien gelieferten Abgaben in Geld umgewandelt wurden, das entweder an den Großmogul oder die Adligen seines Hofes gezahlt wurde. Bedeutet diese Vielzahl kleiner Dorf-Märkte, daß in Indien die Urbanisierung weniger Fuß fassen konnte? Oder lassen sich die Banyan-Händler im Gegenteil als Betreiber einer Art von *private market* betrachten, der die Produktion an ihrem Ursprungsort, also im einzelnen Dorf, erfaßte?

Die erstaunlichste Organisation elementarer Märkte gab es sicherlich in China, wo sie auf geographischer Basis mit fast mathematischer Genauigkeit erfolgte. Für jeden Marktflecken oder jede kleine Stadt kann man auf einem Stück Papier einen Punkt machen. Um diesen Punkt herum liegen dann sechs oder zehn Dörfer, und zwar jeweils in einer Entfernung, die es dem Bauern ermöglichte, in die Stadt zu gehen und noch am selben Tag zurückzukehren. Dieses geometrische Ensemble — ein Mittelpunkt mit zehn Punkten im Umkreis — entspricht in etwa dem, was wir in Frankreich einen „canton“ nennen, den Einflußbereich eines Marktfleckens. Dieser Markt gliederte sich den Straßen und Plätzen des Fleckens entsprechend auf, wo sich auch die Läden der Zwischenhändler, der Geldverleiher, öffentlichen Schrei-

ber und Verkäufer billiger Lebensmittel sowie die Tee- und Sake-Häuser befanden. G. William Skinner hatte recht: Das Kernstück des bäuerlichen China ist dieser „kantonale“ Raum und nicht das einzelne Dorf.⁹ Daher ist es auch leicht zu verstehen, daß die Marktflecken ihrerseits wie Satelliten um eine Stadt kreisten, die sie in angemessener Entfernung umgaben und mit Lebensmitteln versorgten und durch die sie wiederum mit dem Fernhandel und den nicht an Ort und Stelle produzierten Waren verbunden waren. Dies alles bildete ein geschlossenes System, was sich schon daraus ergibt, daß die Markttage der verschiedenen Flecken und der Stadt so gelegt wurden, daß sie sich niemals überschneiden. Fahrende Händler und Handwerker wanderten ständig von Markt zu Markt, von einem Flecken zum andern, denn in China übte der Handwerker seinen Beruf nicht an einem festen Ort aus, sondern bot seine Dienste auf den Märkten feil. Der Schmied oder der Barbier suchten ihre Kunden zu Hause auf. Kurzum, die riesige Weite Chinas war von einem Netz regelmäßig stattfindender Märkte überzogen und belebt, die alle miteinander verbunden und streng überwacht waren.

Ladengeschäfte und reisende Händler waren ebenfalls sehr zahlreich; aber Messen und Börsen, also die perfektioniertesten Träger des Marktes, fehlten. Zwar gab es einige weniger bedeutende Messen, aber sie fanden an der mongolischen Grenze statt oder in Kanton und waren für die ausländischen Kaufleute gedacht, die auf diese Weise beobachtet werden konnten.

Für diese Entwicklung sind zwei Erklärungen denkbar: Entweder stand die chinesische Regierung diesen höher entwickelten Formen des Tausches feindlich gegenüber, oder aber das kapillare System der elementaren Märkte reichte für die chinesische Wirtschaft aus, weshalb sie keine Venen oder Arterien benötigte. Aus einem dieser beiden Gründe — oder aus beiden zugleich — wurde der Tausch in China

gleichsam eingebeutet und geglättet, und ich werde in einer späteren Vorlesung auf die besondere Bedeutung dieses Faktors für die ausbleibende Entwicklung des Kapitalismus in China noch näher eingehen.

In Japan dagegen, wo es einen gutorganisierten Großhandel gab, waren die höheren Formen des Tausches sehr viel weiter entwickelt. Dies gilt auch für die indonesische Inselwelt, die ein traditioneller Kreuzweg von Handelsstraßen mit eigenen regelmäßigen Messen und eigenen Börsen war — sofern man darunter wie im Europa des 15. bis 16. Jahrhunderts (und auch noch später) die täglichen Zusammenkünfte von Großhändlern an einem bestimmten Ort versteht. So versammelten sich z. B. in Bantam, der lange Zeit aktivsten Stadt der Insel Java — sogar noch nach der Gründung Batavias 1619 —, jeden Tag die Kaufherren nach Abschluß des Marktes auf einem der Plätze.

Indien bietet das beste Beispiel für Messen, die hier sowohl kaufmännische wie religiöse Zusammenkünfte waren, weil sie an Pilgerstätten abgehalten wurden. Die gesamte Halbinsel wurde durch riesige Versammlungen in Bewegung gehalten. Ihre Allgegenwart und ihre Ausmaße sind beeindruckend. Aber waren sie nicht auch Ausdruck einer traditionellen Ökonomie, die sich im wesentlichen an der Vergangenheit orientierte? In der islamischen Welt gab es zwar ebenfalls Messen, aber diese waren bei weitem nicht so zahlreich und bedeutend wie in Indien. Die Messen von Mekka sind nur eine Ausnahme, die diese Regel bestätigt. Die überentwickelten und überdynamischen moslemischen Städte verfügten tatsächlich über perfekte Mechanismen und Instrumente des Tausches. Wechsel zirkulierten dort ebenso selbstverständlich wie in Indien und gingen mit der Verwendung von Bargeld Hand in Hand. Ein Netz von Kreditformen und -möglichkeiten verband die moslemischen Städte mit dem Fernen Osten. Ein englischer Reisender, der 1759

aus Indien kam und sich anschickte, von Basra nach Konstantinopel zu fahren, wollte sein Geld nicht bei der East India Company in Surat deponieren. Er zahlte daher 2000 Piaster in bar bei einem Bankier in Basra ein, der ihm dafür einen Brief in „lingua franca“ an einen Bankier in Aleppo mitgab. Theoretisch hätte er daraus einen Gewinn ziehen müssen, aber er verdiente nicht soviel, wie er gehofft hatte. Man kann nicht immer gewinnen.

Fassen wir zusammen: Wenn man die europäische Wirtschaft mit derjenigen der übrigen Welt vergleicht, so scheint es, daß ihre raschere Entwicklung auf die Überlegenheit ihrer Instrumente und Institutionen zurückzuführen ist, also auf die Börsen und die verschiedenen Kreditformen. Aber all diese Mechanismen und Mittel des Tausches finden sich — ohne jede Ausnahme — auch außerhalb Europas. Sie wurden auf unterschiedlichen Ebenen entwickelt und angewandt, wobei sich folgende Abstufung erkennen läßt: fast auf der obersten Ebene Japan, vielleicht auch der indonesische Archipel und die islamische Welt; auf einer zweiten Ebene: Indien, mit seinem durch die Banyan-Händler entwickelten Kreditsystem, seiner Praxis des Geldverleihs an wagemutige Unternehmen sowie seinen Schiffsversicherungen; auf einer weiteren Ebene darunter China, das auf sich selbst beschränkt blieb; schließlich Tausende noch primitiverer Ökonomien.

Eine solche vergleichende Klassifizierung der verschiedenen Ökonomien der Welt ist durchaus aufschlußreich. Auch werde ich diese Rangfolge im nächsten Kapitel wiederaufgreifen, wenn ich versuche, den jeweiligen Standort von Marktwirtschaft und Kapitalismus zu definieren. Dabei wird diese vertikale Abstufung für die Analyse tatsächlich fruchtbar sein. Die Marktwirtschaft hat ihre Netze über das alltägliche materielle Leben in seiner Gesamtheit ausgebreitet und dieses Netzwerk aufrechterhalten. Über der eigentlichen

Marktwirtschaft hat sich dann gewöhnlich der Kapitalismus entfaltet. Man könnte sagen, daß sich die Ökonomie der gesamten Welt wie eine Abfolge von Höhenunterschieden auf einer Reliefkarte darstellen läßt.